

Leszek Żyliński (Toruń)

## **Ein wackerer Europäer, ein skeptischer Europäer. Der Heinrich Mann der 1920er Jahre**

„Leidvoll“ nannte Heinrich Mann den Abschied von Europa, als er 1940 in verständlicher Eile aus Frankreich über Lissabon nach Amerika aufbrach.

Deutschland war so lange entbehrlich gewesen: das nunmehr geraubte Europa war es nicht. Der Blick auf Lissabon zeigte mir den Hafen. Es wird der letzte gewesen sein, wenn Europa zurückbleibt. Er erschien mir unbegreiflich schön. Eine verlorene Geliebte ist nicht schöner. Alles, was mir gegeben war, hatte ich an Europa erlebt, Lust und Schmerz eines seiner Zeitalter, das meines war; aber mehreren anderen, die vor meinem Dasein liegen, bin ich auch verbunden.<sup>1</sup>

Der trauernd-melancholische Ton darf bei einem engagierten Europäer und Zeitgenossen nicht verwundern, vor allem wenn man bedenkt, dass der Schriftsteller zu dieser Zeit bald in sein siebzigstes Lebensjahr hineinschritt und den alten Kontinent nie wieder erblicken sollte.

Das Europa, das Mann verlässt, ist allerdings weit von dem politischen Traum eines geeinten Kontinents entfernt, der den Schriftsteller vor allem Anfang der 1920er Jahre zum Verfechter der Europa-Idee machte. Zwanzig Jahre später wurde Europa zum missbrauchten Schlagwort für die nationalsozialistischen Propagandisten, die ihren Eroberungskampf um den „Lebensraum“ zunehmend – vor allem nach dem Angriff auf den früheren sowjetischen Verbündeten – als den Krieg für ein vereintes Europa stilisierten.

Und alles hatte vor Jahren unter ganz anderen Vorzeichen begonnen. Durch die Verwüstungen des Großen Krieges sahen sich die Europäer viel eher zur Zusammenarbeit und zum Abbau der Hassgefühle veranlasst. Zwar haben die Nationalstaaten oft genug ihre egoistische Politik betrieben; nicht einmal der neu geschaffene Völkerbund vermochte Europas Nationen vor Konflikten zu schützen. Doch andererseits schienen aufgeklärte Politiker vom Schlage eines Tomáš Masaryk oder Aristide Briand die Weichen der Politik in eine zukunftsverheißende Richtung zu steuern, und die international weitverbreitete Pan-Europa-Idee des Grafen Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi erfreute sich in der Zwischenkriegszeit zunehmender Popularität.

---

<sup>1</sup> Heinrich Mann: Ein Zeitalter wird besichtigt. Erinnerungen, vgl. Mann (1988: 485).

Die lebhafteste Debatte um Europa kann man sich ohne das Buch Coudenhove-Kalergi<sup>2</sup> und die Gründung der Pan-Europa-Bewegung überhaupt in dieser Intensität nicht vorstellen. Die Idee von Kalergi beruhte auf einer fortschreitenden Einigung aller demokratischen Staaten des Kontinents, wobei er dies als einen Prozess verstand, der mit der Einberufung einer paneuropäischen Konferenz beginnt, bei der Streitfragen diskutiert und geregelt werden. Erst dann, über die Zwischentappe der paneuropäischen Zollunion, würde über die Tragfähigkeit der Vereinigten Staaten von Europa entschieden werden, was den überzeugten Paneuropäern als eine erwünschte Zielvorstellung vorschwebte.

Heinrich Mann gehörte zu denjenigen Schriftstellern, die die paneuropäische Idee von Anfang an mit großer Begeisterung begrüßten. Im Jahre 1923 publizierte er gleich mehrere Aufsätze, die den Kern seiner Konzeption eines versöhnten und geeinten Europas zum Thema machten. Der Text „Anfänge Europas“ vom Mai 1923 bildet zugleich den Grundstock eines längeren Essays, der im gleichen Jahr in der „Neuen Rundschau“ veröffentlicht wurde.<sup>3</sup> Diese Zeitschrift unter Leitung von Rudolf Kayser und Samuel Saenger avancierte nunmehr zum Hauptorgan der deutschen und zum Teil auch der europäischen Europa-Debatte. Ihre Stellungnahmen in der recht allgemeinen Diskussion unter westeuropäischen Intellektuellen publizierten hier u.a. Hermann Hesse, die Brüder Mann, Otto Flake, Ferdinand Lion, Willy Haas, Rudolf Pannwitz, Max Rychner. Vom Ausland beteiligten sich am Gespräch Autoren vom Schlage eines André Gide, José Ortega y Gasset, Georges Duhamel. Auch der Urheber des Pan-Europa-Konzeptes, Richard N. Coudenhove Kalergi, warb hier mehrmals für seine Idee, die in diesem Umfeld viel Zuspruch erntete.

Eine vergleichbare Rolle im europäischen intellektuellen Dialog wie die „Neue Rundschau“ in Deutschland spielten in dieser Zeit die gerade in den frühen 1920er Jahren erfolgten Zeitschriftengründungen in den anderen, hauptsächlich westeuropäischen Staaten, unter anderem die Monatsschrift „Europe“ von Albert Crémieux in Paris herausgegeben, „Il convegno“ in Italien unter Leitung von Enzo Ferreri oder „Revista de Occidente“ in Spanien, gegründet und geleitet von Ortega y Gasset. Im gleichen Jahr publizierte Mann den Essay „Europa. Ein Reich über den Reichen“ auf Deutsch in der „Neuen Rundschau“ und in französischer Übersetzung in der genannten Pariser Zeitschrift.<sup>4</sup>

Heinrich Manns ursprüngliche Fragestellung war die, ob „ein versöhntes, geeintes Europa“<sup>5</sup> nach der Erfahrung des Ersten Weltkrieges und der nicht gerade

---

<sup>2</sup> Coudenhove-Kalergi (1923).

<sup>3</sup> Heinrich Mann: Europa. Reich über den Reichen, vgl. Mann (1923a: 577–602).

<sup>4</sup> Siehe im Anhang des Bandes „Sieben Jahre. Chronik der Gedanken und Vorgänge. Essays“, vgl. Mann (1994: 568).

<sup>5</sup> Heinrich Mann: Anfänge Europas (Mai 1923). In: Sieben Jahre. Chronik der Gedanken und Vorgänge. Essays (ebenda, 109). Auch „Europa. Reich über den Reichen“

erfreulichen Nachkriegsereignisse in Deutschland (Inflation, Ruhrkrise, Aufleben des Nationalismus) noch möglich ist.

Seine damalige Position lässt sich in drei Punkten wiedergeben. Zum einen kommt es auf eine versöhnliche Zusammenarbeit der Deutschen und Franzosen an:

Will Europa denn eins werden: zuerst wir beide! Wir sind die Wurzel. Aus uns der geeinte Kontinent, die anderen können nicht anders, als uns folgen. Wir tragen die Verantwortung für uns und für den Rest. Durch uns wird ein Reich sein über den Reichen, und das Reich wird dauern. Oder keine Zukunft gilt mehr für uns, noch für Europa. (ERR, 594f.)

Die postulierte Zusammenarbeit, gar eine geistige Bruderschaft wäre der Kernpunkt aller denkbaren Einigungsbestrebungen sowie des Friedens in Europa überhaupt. Denn es gibt offenbar politische Entwicklungen, die Mann mit gewisser Skepsis, wenn nicht sogar mit Furcht erfüllen, und die im Aufkommen einer Diktatur münden können. Das mag vor allem verheerend auf die Jugend einwirken: „Jugend, die sich etwas darauf einbildet, wenn sie gehorcht anstatt zu urteilen, wenn sie der Gewalt folgt anstatt Gründen“.<sup>6</sup> Gleichwertig mit dem deutsch-französischen Zusammenschluss war für Mann die Notwendigkeit, dass Europa über den Geist und nicht etwa über die Politik und schon gar nicht über die Wirtschaft zur Einheit findet. Seinen grundsätzlichen Essay eröffnete Mann mit Worten über den „europäische[n] Geist“, und in seiner Auffassung würde das Bürgertum offensichtlich kaum über diesen Geist verfügen. Wenn der Schriftsteller über das Bürgertum spricht, dann meint er nie das Bildungsbürgertum, dessen Teil beispielsweise europafreudige Literaten sein könnten, sondern ausschließlich die auf Eigentum und Materialismus eingeschworene Klasse: „Die Bürgerklasse fühlt sich nicht verantwortlich für die Völker, die sie ausbeutet und als Futter ihrer Machtgier benutzt“. (ERR, 583) Was die europäischen Völker von ihren „nationalistischen Bürgerklassen erlitten haben, steckt die Grenzen der Schamlosigkeit weiter“ (ERR, 584). Somit durfte Manns Fazit nicht wundern:

Aber der Zusammenschluß Europas, den Industrielle, vor allem Industrielle, bislang vereitelten, muß gegen sie geschehen. Wehe, wenn Europa sich von ihnen, die die Einigung endlich nicht mehr hindern können, auf ihre Art einigen ließe! (ERR, 590)

Die „Wiederbelebung des Freiheitssinnes“ wurde gleichermaßen in einer Antwort an Jacques Rivère aus dem gleichen Jahr postuliert, denn es kommt Mann auf die Verständigung der beiden Demokratien und Völker an und nicht auf eine

---

(ebenda, 591). Im Folgenden wird aus dem zweiten, umfangreicheren Aufsatz zitiert. Weitere Zitate werden im Haupttext mit der Sigle ERR + Seitenzahl angegeben.

<sup>6</sup> Heinrich Mann: Deutschland und Frankreich. Antwort an Jacques Rivière, vgl. Mann (1923b: 773).

solche, die nur über das Interesse „unter Wirtschafts-Autokratien“ hergestellt wird. „Nicht immer sichert wirtschaftliche Annäherung auch nur den Frieden. Verständigt aber eine französische Demokratie sich erst mit einer deutschen, dann schwerlich nur wirtschaftlich“.<sup>7</sup>

Klingen die antibürgerlichen Tiraden Heinrich Manns für unsere Ohren heutzutage, nach jahrzehntelanger Erfahrung im Aufbau der Europäischen Union, etwas sonderbar, so verleiht der dritte Punkt dem Konzept eine restlos eigenwillige Ausrichtung. So gedachte Mann für eine erfolgreiche Einigung Europas eine Kirche zu gründen. Denn die Europäer wüssten bereits, dass der Nationalismus für sie tödlich ist, dass der Staat sich „in Wirtschaftsgruppen auflöst“ (ERR, 599), dass „die Entgeisterung der Macht vollendet [ist]“ (ERR, 597) und dass man auf die Kraft der katholischen Kirche, die immerhin lange Zeit „Inhaberin, Dach und Turm des Europa einenden Geistes“ (ERR, 597) war, nicht mehr rechnen kann. Folglich müsse diese Kirche erneuert und nutzbar gemacht werden; es müsse eigentlich gar eine neue geschaffen werden: „Wir sollten Jugend hinein schicken, Heranwachsende, die unser Wort, zuerst unseres gehört haben und es als Priester würden fortklingen lassen. Das frische Leben wäre von unten, aus den Wurzeln, durch die ganze Hierarchie zu schicken ... Nur, daß der Weltteil nicht warten kann. Wer hilft? Einzig wir selbst. Wir müssen unsere eigene Kirche gründen.“ (ERR, 597f.) Der Glaube jener Europa-Kirche-Bekenner müsse „unerschütterlich“ sein, sie wären gar zur „Selbstüberwindung“, „Verschworen“-heit und „Gehorsam“ verpflichtet (ERR, 598). Es ist dies wahrhaft eine unerwartete und recht eigentümliche Verwandlung eines Rationalisten und Aufklärungsfreundes in einen Religionspropheten, der unumwunden auch die Grundsätze der Demokratie außer Acht lässt. Mit Recht schreibt Paul Michael Lützeler: „Der Kirchengründer Heinrich Mann entpuppte sich als unduldsamer Fundamentalist seines neuen europäischen Geistglaubens.“<sup>8</sup>

Ein Jahr später unterstützte Mann die erwachende paneuropäische Bewegung gar mit einem Aufsatz über die Vereinigten Staaten Europas (VSE), in dem er zwar immer noch auf eine geistige Einheit der europäischen Nationen pochte. Er verstieg sich sogar zu einer anscheinend objektiv-beschreibenden Feststellung: „Die europäische Gesellschaft denkt und empfindet gemeinsam“<sup>9</sup>, als würde er die Existenz jener Gesellschaft nachweisen können. Auch sprach er zwar nicht mehr von der eigenen Kirche, aber immerhin von einer „neuen Christenheit“, die „die Wiederversammlung der einst getrennten Glieder einer geistigen Einheit“

<sup>7</sup> Ebenda, 773.

<sup>8</sup> Weiter interpretiere ich diese Schrift Manns nicht, weil darüber vor allem Paul Michael Lützeler bereits fundierte Studien publiziert hat. Vgl. Lützeler (1989: 85–103), Lützeler (1992: 292–301). Zum zitierten Satz von Lützeler vgl. Lützeler (1989: 96).

<sup>9</sup> Heinrich Mann: V.S.E., vgl. Mann (1994: 177). Weitere Zitate werden im Haupttext mit der Sigle VSE + Seitenzahl angegeben.

(VSE, 179) herbeiführen würde. Doch auch von Interessen war behutsam die Rede, denn „nicht einmal die Kreuzzüge sind ohne reale Interessen unternommen worden“. (VSE, 179)

Das Verhältnis Heinrich Manns zum Paneuropa-Gründer, dem Grafen Coudenhove-Kalergi, wurde nichtsdestotrotz nach anfänglicher Begeisterung für das Projekt mit der Zeit etwas distanzierter. Manns publizistische Äußerungen der nächsten Jahre wiesen fortan die nicht überwundene Abneigung gegen alles auf, was mit Wirtschaft, Unternehmertum, Geld, Interessen in Verbindung stand. Es verwundert daher nicht, dass er zunehmend seine Distanz zum real existierenden Europa-Projekt artikulierte. Der Autor des „Untertan“ blieb zwar ein Europäer im Geiste, konnte sich jedoch zur praktischen Seite des politischen Unternehmens nicht mehr richtig bekennen. Polarisierend wirkte gleichfalls der von Coudenhove-Kalergi recht konsequent fortgesetzte Ausschluss Englands und Russlands aus dem paneuropäischen Bund, den Mann bereits 1924 im genannten Aufsatz kritisiert hatte: „Stärkster Einwand gegen den Plan Coudenhoves sind England und Rußland. Er will sie ausschließen, wenigstens vorläufig: Rußland, solange es noch nicht parlamentarisch regiert wird, England, bis es von seinen Dominions unabhängig, wieder ganz europäischer Staat geworden sein wird. Darauf läßt sich erwidern, daß weder Spanien noch Italien heute parlamentarisch regiert werden, und das Pan-Europa für seine Ernährung Rußland nicht entbehren kann.“ (VSE, 181)

Die Konjunktur für umwälzende utopische Konzepte schien in der Öffentlichkeit auch etwas abgeebbt zu sein, nachdem in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre die wirtschaftliche Situation besser wurde und die gesellschaftliche Entwicklung zeitweise Stabilität verhieß, obwohl der politische Zustand der deutschen Demokratie nach dem Tod des ersten Reichspräsidenten Friedrich Ebert Anfang des Jahres 1925 und durch den verstärkten Einfluss der nationalen Parteien und Interessengruppen in den Augen Heinrich Manns alles andere als zuversichtlich stimmend war. Nach dem Erfolg des im Jahre 1919 nun endlich offiziell veröffentlichten Romans „Der Untertan“ arbeitete der Schriftsteller an einem neuen Buch, das 1925 als „Der Kopf“ erschien.

„Der Kopf“ ist eine endgültige Abrechnung mit dem Kaiserreich. Mit ihm schließt Heinrich Mann seine Reflexionen über diese Zeit ab und befreit sich für die neue Zeit. Der Gegner ist nach wie vor derselbe wie vor 1918. Dennoch ist der Kampf zwischen Geist und Materialismus in eine neue Phase eingetreten. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen haben sich geändert. Die Stimme des Intellektuellen erreicht nunmehr als Teil des öffentlichen Diskurses einen größeren Personenkreis und ist nicht mehr auf das Arrangement mit den Mächtigen angewiesen.<sup>10</sup>

„Doch wird sie wirklich gehört?“ – lautet der abschließende Satz des eben zitierten Absatzes aus dem Buch von Stefan Ringel. Auch Heinrich Mann wurden

---

<sup>10</sup> Ringel (2000: 253f.).

diesbezüglich Enttäuschungen nicht erspart. Nach den Jahren, in denen dieses Thema in der Publizistik Manns anscheinend in den Hintergrund getreten war, veröffentlichte er im Jahre 1927 gleich mehrere Aufsätze, in denen er auf recht unterschiedliche Art und Weise wieder in die Europa-Debatte eingriff. In einem Vortrag, der zum ersten Mal in der angesehenen Berliner Zeitschrift „Die Literarische Welt“ abgedruckt wurde, plädierte der Autor wiederholt für die gemeinschaftsstiftende Rolle der Literatur im europäischen Einigungsprozess. Für den Frankophilen Mann bleibt die französische Kultur Garant der erwünschten Einigung und zugleich einer Hinwendung der Deutschen zur Republik. „Frankreich und wir werden eines Geistes sein, wenn wir eine bleibende Idee gemeinsam vor der Welt vertreten.“ Diese bleibende europäische Idee beruht auf der „Pflege des Menschentums“, darin wird sich „das höhere Selbstbewußtsein Europas vor der Welt“ manifestieren und werden Werte wie „Menschenrecht und Freiheit“ den gebührenden Platz einnehmen.<sup>11</sup> Das war wohl eine der letzten so flammenden Reden Heinrich Manns, in der er, durch den sehr wohlwollenden Empfang auf dem PEN-Kongress zwei Jahre zuvor in Paris beflügelt, noch zuversichtlich über die Rolle der Literatur im Verständigungsprozess nachdachte. Hier wurden die Schriftsteller noch als „Vordiplomaten“ gesehen, dank denen die Industriellen und Politiker nunmehr Erfolg haben können, „weil wir Schriftsteller vorgearbeitet und eine besser zu atmende Luft geschaffen haben“.<sup>12</sup> Im gleichen Jahr schrieb Mann noch einen damals nicht sofort publizierten Aufsatz „Unser Einfluß und diese Zeit“, in dem er schon ausschließlich in Gefilden des Geistes Zuflucht suchte, und „geistige Anstrengung, geistige Willigkeit, Furchtlosigkeit und Verantwortung“ als Qualitäten eines Menschentyps heraufbeschwor, der „nun einmal das wahre historische Ideal Europas“ verkörpern sollte.<sup>13</sup>

Die schmerzliche Kluft zwischen Geist und Macht offenbarte sich in einem kurzen Text „Paneuropa, Traum und Wirklichkeit“ von 1927, der zwei Jahre später von Mann in die Essay-Sammlung „Sieben Jahre“ aufgenommen wurde. Hier sprach nicht nur ein Skeptiker, dem es leid tat, dass Paneuropa offensichtlich nicht mehr „Traum einiger Geister“ war, sondern „das praktische Ziel von Geschäftsleuten und Machtpolitikern“ wurde. Vor dem Hintergrund der früher geäußerten Meinungen über diese Interessengruppen muss schon diese Feststellung auf Mann deprimierend gewirkt haben. Aber der Schriftsteller ging viel weiter. Die Paneuropa-Idee entspreche jetzt den Interessen der „internationalen Wirtschaftsmächte“, somit würde sie unvermeidlich „in die Hände der Imperialisten kommen“. „Künftige interkontinentale Kriege werden mit vorbereitet von echten Friedensfreunden, die es nicht wissen.“ Dies scheint für einen Pa-

---

<sup>11</sup> Heinrich Mann: Die Literatur und die deutsch-französische Verständigung. Vortrag. Vgl. Mann (1994: 301–319, hier 318).

<sup>12</sup> Ebenda.

<sup>13</sup> Heinrich Mann: Unser Einfluß und diese Zeit, vgl. Mann (ebenda, 320–325, hier 324).

zifisten eine absolute Sackgasse zu sein, zumal er sich am Schluss doch Paneuropa wünscht als „eine durchgesetzte Forderung der Vernunft, was immer ein Gewinn bleibt.“<sup>14</sup>

Spätestens seit diesem Moment schlug sein Herz nicht mehr für das paneuropäische Projekt. Dies verläuft parallel zu einer zunehmenden Präsenz seines Bruders im gesamteuropäischen Gespräch. Beispielsweise verbrachte Thomas Mann Anfang 1926 mehrere Tage in Paris, wo er mit führenden französischen Schriftstellern zusammenkam. Im Unterschied zu seinem Bruder, dessen frankophile Neigung bekannt war, verkörperte Thomas für französische Intellektuelle das Deutsche, das provozierend und interessant zugleich wirkte. Es war jedoch nicht mehr der Thomas Mann der „Betrachtungen eines Unpolitischen“ mit seinen antidemokratischen und franzosenfeindlichen Phrasen; auch er war sichtlich an diesem Treffen interessiert, die Tage in Frankreich beschreibt er später als ein „Abenteuer ersten Ranges“.<sup>15</sup> Von seinem Gastgeber, dem bekannten französischen Germanisten Henri Lichtenberger, wurde er damals als Dichter „eines alten, ehrwürdigen und eines neuen Deutschlands – eines romantischen, pessimistischen, bürgerlichen, nationalen Deutschlands und eines demokratischen, optimistischen, pazifistischen Deutschlands“ gewürdigt.<sup>16</sup> Die Franzosen wollten offensichtlich auf die demokratische Wandlung Thomas Manns setzen, der von seinen Kriegsansichten der Jahre 1914-18 abgekommen war und in seinen Texten nunmehr aufgehört habe, „den Verfall der westlichen Welt zu verkünden und seine Unversöhnlichkeit zwischen den Kulturen zu befürworten“.<sup>17</sup>

Doch die Verständigung mit Frankreich blieb auch für Heinrich Mann nach wie vor das Hauptziel. Diese Botschaft kam etwa zutage in seiner Rede in der Sorbonne, die anschließend zuerst auf Französisch in der „Revue d'Allemagne“ im Jahre 1928 abgedruckt wurde. Der europäische Kontext war gleichwohl gegeben, da Mann in seinem Plädoyer für „ein geistiges Locarno“ (wie die Rede betitelt wurde) durchaus potenziell einen größeren Raum als nur Deutschland und Frankreich anvisiert. Dieser Raum wird abgesteckt mit den namentlich erwähnten Staaten Frankreich, Deutschland und Russland, die in der Optik des Schriftstellers diejenigen Subjekte der europäischen Politik und ideologischen Spannung sind, deren Mit-, Neben- oder Gegeneinander auf ganz Europa zurückschlägt. Dabei würde Frankreich traditionell die Rolle der republikanischen Staatsform besetzen und Russland, seit der Stärkung der bolschewistischen Macht, die Rolle einer linken politischen Alternative gewinnen, die sich bei einem großen Teil der deutschen Jugend nunmehr Gehör verschafft. Manns Be-

---

<sup>14</sup> Heinrich Mann: Paneuropa, Traum und Wirklichkeit, vgl. Mann (1994: 347–348, Zitate auf S. 347).

<sup>15</sup> Thomas Mann: Pariser Rechenschaft (na 1. Str.).

<sup>16</sup> Joëlle Stoupy (2003: 45).

<sup>17</sup> Ebenda.

fürchtung galt nicht nur den rechten Republikgegnern, sondern auch dem „entgegengesetzten Teil der deutschen Jugend, der sich nur mit Russland verständigen möchte und Frankreich für belanglos hält“.<sup>18</sup>

Deutschland sah Mann „als den geborenen Vermittler“ und „das Land der Mitte“ (GL, 388) an, das um Ausgleich bemüht sein würde, „deutlich gesagt, zwischen Frankreich und Rußland den geistigen, wirtschaftlichen, politischen Ausgleich suchen [sollte]“ (GL 388). Dabei entwarf der Schriftsteller eine gewagte These. Ihr zufolge wären die Deutschen nach dem verlorenen Krieg „ent-eignet worden, ... obwohl nicht gerade von links her“ (GL, 389), was ihnen eine „Proletarisierung, die man russisch nennen könnte“ (GL, 390) aufgebürdet habe. Dazu seien die Deutschen über ihre Kenntnis der russischen Literatur und über ihr vorurteilsloses Interesse an der bolschewistischen Revolution am ehesten dazu prädestiniert, zwischen dem Westen und dem neuen Osten zu vermitteln: „Von der abergläubischen Furcht vor dem Bolschewismus, die den größten Teil Europas heute hauptsächlich bestimmt und beherrscht, sind nur wir im ganzen frei.“ (GL, 391) Die Vermittlungsbereitschaft ist anscheinend vorhanden, nur sagt Mann an keiner Stelle, welche geistigen Werte gegenseitig ausgetauscht werden sollten. Des Weiteren bezweifelte Mann, dass die Deutschen oder „ihre durch Parteien unverfälschte Mehrheit, innerlich zustimmt[en], wenn Kommunisten verfolgt werden“ (GL, 391). Dass die Kommunisten selbst, namentlich im Mutterland dieses gesellschaftlichen Experiments Verfolger sein könnten, hat Heinrich Mann genauso wenig wissen oder voraussehen können wie die politische Realität in Deutschland einige Jahre später unter Hitler.

Die gutgemeinte Vermittlerrolle mündete schließlich in einem gesamtpolitischen Auftrag, der dem Lehrer anvertraut wurde, so dass „das geistige Locarno bis in die Tiefen der Gemüter und bis zu den Wurzeln des menschlichen Zusammenlebens reichen würde“ (GL, 392f.). Wenn man an den bekannten Spruch von Bismarck zurückdenkt, dass es der preußische Volksschullehrer war, der die Schlacht bei Königgratz gewann, wobei hauptsächlich die nationale Erziehung der preußischen Schule gemeint war, dann ist dem Schriftsteller mit einer solchen Umkehrung der Aufgaben und Ziele doch eine recht realistische Einschätzung gelungen. Ob die Schulen und ihre Lehrer in Deutschland, in Frankreich und anderswo im Europa der Zwischenkriegszeit zu einer solchen Wandlung bereit und fähig gewesen wären, blieb eine Frage, die letzten Endes nicht dem Fragenden angelastet werden kann. Wie die Realität aussah, wissen wir alle.

Bislang wurde das Stichwort Locarno hier stillschweigend und dem Empfinden Heinrich Manns gemäß als etwas Positives begriffen und interpretiert. Der Schriftsteller wollte doch offensichtlich eine positive, proeuropäische Geisteshaltung propagieren. Was aber mit Locarno in Wirklichkeit zu verbinden ist, bedarf wohl einer etwas eingehenderen Analyse. Bekanntlich wurde in diesem schweize-

<sup>18</sup> Heinrich Mann: Ein geistiges Locarno, vgl. Mann (1994: 385–394, hier 386). Weiter im Haupttext mit der Sigle GL und Seitenzahl zitiert.

rischen Städtchen 1925 ein Vertrag zwischen dem bis dahin isolierten Nachkriegsdeutschland und den europäischen Mächten ausgehandelt und unterschrieben. Der Sinn des Vertrages war, dass Deutschland sich verpflichtete, seine Westgrenzen anzuerkennen, die Beziehungen (also offensichtlich auch die Grenzen) zu den östlichen Nachbarn über so genannte Schiedsverträge zu regulieren. Dass eine solche Regelung politisch recht ambivalent oder gar gefährlich klang, konnte man wohl schon damals nicht übersehen. Auch die heutigen deutschen Historiker sprechen darüber ein recht klares Urteil.

Selbst der Nestor der konservativen historischen Schule, Klaus Hildebrand, gibt unumwunden zu: „Über die Notwendigkeit territorialer Revision an Deutschlands Ostgrenze waren sich alle Regierungen der Weimarer Republik einig.“<sup>19</sup> Dieser Satz in seiner scheinbar unumstößlichen Aussageform verkennt zwar, dass – nach formalen Denkkriterien und nach Nietzsches Formel – Notwendigkeit keine Tatsache, sondern eine Interpretation ist, aber nichtsdestotrotz hatte er gerade in einer solchen Formulierung zeitgenössisch eine starke Wirkung. Welche Konsequenzen und welche Aufnahme ein solcher Vertrag in Ostmitteleuropa dementsprechend haben konnte, kann man selbst aus dem entsprechenden Kapitel bei Hildebrand herauslesen, obwohl seine Geschichtserzählung „der deutschen Staatsräson“ verpflichtet ist.<sup>20</sup>

Im 8. Band der „Propyläen Geschichte Deutschlands“ schreibt Hans Mommsen Folgendes: „Stresemann setzte sich in Locarno in wesentlichen Punkten mit der Zielsetzung durch, die Schiedsverträge mit Polen und der Tschechoslowakei nicht mit einer französischen Garantie zu belasten. Faktisch blieben sie weitgehend unverbindlich und bedeuteten insofern eine Aushöhlung der mit Frankreich bestehenden Bündnisverträge. Eine Garantie der Ostgrenzen war damit vermieden worden. Der unübersehbare Unterschied zu dem von Großbritannien und Italien garantierten Verzicht Frankreichs und Deutschlands auf die Anwendung militärischer Gewalt im Westen forderte zu einer mittelfristigen Revision der Grenzen zu Polen und zur Tschechoslowakei geradezu heraus.“<sup>21</sup>

Die Bemerkung zu einer nuancierten Lesart des Begriffs eines „geistigen Locarno“ hat selbstverständlich nicht das Ziel, die Geschichte zu ‚berichtigen‘ oder Heinrich Mann ein Defizit am historischem Wissen vorzuwerfen. Ihr Sinn kann nur darin liegen, an einem solchen Beispiel zu zeigen, wie wenig Empathie selbst bei friedliebenden Europäern vom Schlage eines Heinrich Mann vorhanden war, wenn das europäische Projekt über das Übliche (d.h. über die deutsch-französische Vereinbarung) hinausging. Mit dem „Geist von Locarno“ könnte man in großen Teilen Europas wohl wenig bewirken, das „geistige Locarno“ in der vorhandenen Form hätten sich etwa die meisten Polen oder Tschechen sicherlich nicht gewünscht.

---

<sup>19</sup> Hildebrand (1995: 460).

<sup>20</sup> Vgl. das Kapitel „Kein ‚Ost-Locarno‘“ (ebenda, 460ff.).

<sup>21</sup> Mommsen (1989: 215).

Folgerichtig ist es nicht verwunderlich, dass man selbst in Westeuropa bei einer etwas kritischeren Haltung nur schwer mit Stresemann von „einer europäischen Idee [zu] sprechen“ bereit war, wo alles letzten Endes auf eine „stufenweise Wiedererringung der deutschen Souveränität durch ein Netzwerk europäischer Verträge“ hinauslief.<sup>22</sup> Wiederum konnte der gutgemeinte Eifer der europäischen Intellektuellen für nicht ganz so edle Ziele instrumentalisiert werden. Ende der 1920er Jahre denkt aber Heinrich Mann hauptsächlich nur an das deutsch-französische Verhältnis. Die politische Entwicklung in vielen europäischen Staaten wirkte eher entmutigend; einem Demokraten wird beispielsweise ein autoritärer Staatsstreich, wie er in Polen im Mai 1926 stattfand, nicht unbedingt Sympathie für dieses Land einflößen. Auch an „künftige Kriege“ wird gelegentlich gedacht, was nicht als eine Prognose Manns auszulegen ist, wohl aber als eine temporäre Niederlage eines wahrhaft gesamteuropäischen Einigungskonzepts in der damaligen europäischen Realität.

## Literatur

- Coudenhove-Kalergi, Richard N. (1923): Pan-Europa. Wien: Pan-Europa-Verlag.
- Hildebrand, Klaus (1995): Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler 1871–1945. Stuttgart: Dt. Verl.-Anst.
- Lützeler, Paul Michael (1989): Heinrich Mann 1923: Die Europa-Idee zwischen Pragmatik und Religionsersatz. In: Heinrich Mann Jahrbuch 7/1989, 85–103.
- Lützeler, Paul Michael (1992): Die Schriftsteller und Europa. Von der Romantik bis zur Gegenwart. München/Zürich: Piper.
- Mann, Heinrich (1923a): Europa. Reich über den Reichen. In: Neue Rundschau 34, 577–602.
- Mann, Heinrich (1923b): Deutschland und Frankreich. Antwort an Jacques Rivière. In: NR 1923, 769–777.
- Mann, Heinrich (1988): Ein Zeitalter wird besichtigt. Erinnerungen. In: Ders.: Studienausgabe in Einzelbänden. Hrsg. von Peter-Paul Schneider. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 485.
- Mann, Heinrich (1994): Studienausgabe in Einzelbänden. Hrsg. von Peter-Paul Schneider. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Mann, Heinrich (1994): V.S.E. In: Sieben Jahre. Chronik der Gedanken und Vorgänge. Essays. In: Mann, Heinrich. Studienausgabe in Einzelbänden. Hrsg. von Peter-Paul Schneider. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 174–185.
- Mommsen, Hans (1989): Die verspielte Freiheit. Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918 bis 1933. Berlin: Propyläen-Verl.
- Ringel, Stefan (2000): Heinrich Mann. Ein Leben wird besichtigt. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Stoupy, Joëlle (2003): Thomas Mann in Frankreich. In: Thomas Mann Jahrbuch 16, 35–54.

<sup>22</sup> Die Worte von Außenminister Stresemann, zitiert nach H. Mommsen (ebenda, 216).